

## Die Auslassungspunkte.

### Spuren subversiven Denkens

---

CHRISTINE ABBT

Was Crampas Innstetten noch sagen will, werden wir leider nie erfahren. Drei Punkte stehen stellvertretend für jene letzte Mitteilung, die der im sinnlosen Duell Gefallene kurz vor seinem Dahinscheiden noch auszusprechen beabsichtigt. Kaum eine andere Zeichensetzung steht in Fontanes Roman *Effi Briest* so deutlich stellvertretend für eine Aussage, die uns Lesenden vorenthalten wird. »Wollen Sie...?«<sup>1</sup> Der fragende Satz beginnt noch und bricht dann ab. Die Auslassungspunkte markieren hier den Abbruch der Rede. Sie stehen für ungesagte Worte, aber vor allem repräsentieren sie einen keinen Ausdruck mehr findenden, aber klar definierten Gehalt. Die Textstelle jedenfalls vermittelt den Eindruck, dass der sterbende Crampas sehr genau weiss, worum Innstetten noch gebeten werden soll. Vielleicht wusste es in diesem besonderen Fall auch der Autor Theodor Fontane, der die Auslassungspunkte im erwähnten Roman an vielen anderen Stellen allerdings gerade so verwendet, dass man ihn Adornos Urteil folgend zu jenem »Schmock« zählen müsste, welcher den Mangel an gedanklicher Tiefe vergeblich mit Interpunktion zu kompensieren versucht.

»Die drei Punkte, mit denen man in der Zeit des zur Stimmung kommerzialisierten Impressionismus Sätze bedeutungsvoll offen zu lassen liebte, suggerieren die Unendlichkeit von Gedanken und Assoziationen, die eben der Schmock nicht hat, der sich darauf verlassen muss, durchs Schriftbild

---

1 | Theodor Fontane: *Effi Briest*, Stuttgart 1969, S. 275.

sie vorzuspiegeln. Reduziert man aber, wie die Georgeschule, jene den unendlichen Dezimalbrüchen der Arithmetik entwendeten Punkte auf die Zahl zwei, so meint man, die fiktive Unendlichkeit ungestraft weiter beanspruchen zu können, indem man, was dem eigenen Sinn nach unexakt sein will, als exakt drapiert. Der Interpunktion des unverschämten Schmocks ist die des verschämten nicht überlegen.«<sup>2</sup>

In Adornos prägnantem Verdikt gegen die Verwendung der drei Punkte als Zeichen bedeutungsvoller Offenheit klingen verschiedene Aspekte an, die jene für den philosophischen Gebrauch scheinbar unzulässig machen. Als ein Zeichen gebrandmarkt, das seinem eigenen Sinn nach unexakt sein will, verkommen die Auslassungspunkte vermeintlich notwendig zu Antagonisten einer Philosophie, die sich genauer Sprache und exakter Analyse verpflichtet. Tatsächlich gibt es wohl kaum ein anderes Zeichen, das die philosophischen Geister so scheidet wie die drei sich nacheinander aufreihenden Punktspuren. Während Heideggers Werk *Sein und Zeit* mit ihnen beginnt und Derridas *Grammatologie* die zentrale Frage nach dem Ursprung mit ihnen enden lässt, sucht man in vielen philosophischen Texten vergebens nach ihnen. In der Verwendung der Auslassungspunkte offenbart sich mehr als grammatikalische Vorliebe. Es geht um die philosophische Entscheidung, ob »Unendlichkeit von Gedanken und Assoziationen« fälschlicherweise unterstellt oder als Bedingung des Denkens anerkannt wird. Martialisch formuliert könnte man sagen, zwischen dem Punkt und den Punkten spielt sich nichts Geringeres als ein philosophischer Grabenkampf um Sprachverständnisse ab.

## Vom Punkt zu den Punkten: Demokratisierung in der Zeichenlehre

Die Bewegung vom einen Punkt zu den zwei, drei oder mehr Punkten bedeutet zunächst einmal quantitativ eine Pluralisierung des Zeichenmaterials und damit einhergehend ein gewachsener Anspruch auf Raum. Die räumliche Ausdehnung, die den Übergang vom ersten zum zweiten Punkt kennzeichnet, ist bereits im mittelalterlichen Verwendungskontext von Bedeutung. In einschlägigen Formelbüchern der Zeit finden sich explizite Anweisungen, wie mit dem *spaciolum*, dem durch zwei Punkte klar umgrenzten leeren »Räumchen«, umzu-

---

2 | Theodor W. Adorno: »Satzzeichen«, in: Ders., *Noten zur Literatur I*, Frankfurt/Main 2003, S. 109.

gehen ist.<sup>3</sup> Die Anordnung der beiden Auslassungspunkte ist demnach so zu wählen, dass das Füllsel, meistens ein Name, nachträglich noch eingesetzt werden kann. Diese mittelalterliche *Formularfunktion* kann sowohl in der Gestalt als auch in der Funktion als Vorläufer des modernen Auslassungszeichens gelten, welches die heute gängige Form als fester Bestandteil der deutschen Satzzeichenlehre erst im 18. Jahrhundert erlangt.

Die Geschichte der Auslassungsmarkierung zeichnet sich durch eine Vielfalt an Zeichenkombinationen aus. So sind neben dem anfänglich für eine Abkürzung oder Auslassung gesetzten einen Punkt und den erwähnten zwei Punkten in verschiedenen Quellen auch mehrere Striche und Doppelstriche angeführt um Weggelassenes zu vermerken. Die räumliche Ausrichtung der Punkte oder Striche ist dabei ebenfalls variantenreich. Mit fast jedem Neigungswinkel wird experimentiert. Es scheint, als ob der Weg vom *Asterisk*, dem Sternchen, das in der Antike eine Auslassung signalisiert und das noch am oberen Ende der Zeilenbreite »thront«, zu den augenfällig auf den Boden gefallen drei Punkten wenig einheitlich verläuft. Adelung fasst 1790 in seinen Arbeiten zur deutschen Sprache konzis die mannigfaltigen typographischen Formen zusammen und legt die dreifache Wiederholung als Merkmal des Auslassungszeichens fest, was fortan allgemein Usus wird.<sup>4</sup> Inwiefern lässt sich nun aber die Verdreifachung des Punktes als Demokratisierungsprozess deuten?

1462 formuliert Niklas von Wyle die Funktion des Punktes damit, dass dieser einen vollkommenen Sinn beschliesst.<sup>5</sup> Grammatikalische und inhaltliche Vollständigkeit werden hier noch nicht identisch gedacht. Im Vordergrund für die richtige Verwendung eines Punktes steht sein Bezug zu einem eindeutig abgeschlossenen Sinn. Die Redewendung »etwas auf den Punkt bringen« portiert diese frühe Beschreibung von Wyle noch in unsere Tage. Wo der eine Punkt eng mit einem abgeschlossenen Sinn zusammen gedacht wird, verweist die Wiederholung des einen Punktes hin zu mehreren Punkten auf eine Öffnung der Sinnkonstitution. Nicht mehr ein bestimmter Autor oder eine bestimmte Autorin definieren den einen Aussagesinn, sondern

**3** | Klein, Wolf Peter/Grund, Marthe: »Die Geschichte der Auslassungspunkte. Zu Entstehung, Form und Funktion der deutschen Interpunktion«, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 25 (1997), S. 24-44, hier S. 28.

**4** | Ebd., S. 34.

**5** | Niklas von Wyle zitiert nach: Stefan Höchli: Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen, Berlin, New York 1981, S. 12.

noch ein zweiter Akteur wird durch die Raumerweiterung anvisiert. Aber damit noch nicht genug: Übersetzt man den historischen Weg vom einen zum zweiten und schliesslich zum dritten Punkt auf das Sinngeschehen, kann die erste Erweiterung auf einen aktiv beteiligten Rezipienten durch den Ausgriff auf den dritten Punkt als eine abermalige Öffnung hin auf einen möglichen Dritten, begriffen werden. Die Punktvervielfältigung entmachtet den Autor als Souverän seiner Aussage. Die Hoheit des einen Punkts wird gebrochen. Zwei gleichberechtigte Gesellen stellen sich neben ihn und fordern ihr konstituierendes Mitspracherecht im Sinngeschehen. Während diese den einen als unbequeme Aufwiegler erscheinen mögen, die unnachgiebig eine Umverteilung der Definitionsmacht einfordern, sind sie den anderen Hoffnungsträger für mehr Freiheit und Partizipation. Der Übergang vom Punkt zu den Punkten signalisiert zeichenpolitisch die Anerkennung der Gewaltentrennung: Das dialogische Prinzip zwischen Sinnproduktion und Sinninterpretation wird zeichenhaft noch um die Dimension eines je Anderen ergänzt.

## Revolutionäre

Neben der Demokratisierung des Verstehensvorgangs, den die drei Auslassungspunkte anzeigen, dynamisieren die Punkte, um die es hier geht, noch auf einer weiteren Ebene für wenig domestizierbares Wildes. Stand vorher die im Schriftbild sichtbare Verdreifachung des Punktes im Vordergrund, geht es nun um die Beziehung zwischen den Auslassungspunkten und dem durch sie Bezeichneten. Die Setzung des Auslassungszeichens bewegt sich hier philosophisch spannungsreich zwischen Aufgaben der Repräsentation und der Interpretation. Sind die Punkte nur diensteifrige Lückenbüsser oder durchsetzen sie den Text so, dass neuer sozialer Raum entsteht?

Wie bereits erwähnt beginnt die orthographische Geschichte des Auslassungszeichens sozusagen harmlos bei der Abkürzung eines Wortes, beim Fehlen eines Namens oder der Streichung eines Satzteilens. Die Zeichen stehen dabei als Ersatz für etwas Bestimmtes. Bis heute entspricht dies der einen sprachlichen Funktion der Auslassungspunkte. Sie fungieren dabei als Statthalter für bewusst Weggelassenes oder noch Fehlendes. So verwendet bekräftigen die Auslassungszeichen stets das enge Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Die Möglichkeit der eindeutigen Identifikation der Bedeutung des Zeichens wird dabei nicht in Frage gestellt. Vielmehr werden die Auslassungspunkte in diesem Kontext dem Anspruch einer sich als all-

gemein und rational vorstellenden Sprache gerecht. Die Lücke füllend repräsentieren die Punkte die bewusste Entscheidung einer schreibenden Person, die sich an rationalen Kriterien orientiert: Der Text wird kürzer, die zitierte Aussage wird auf das Wesentliche reduziert, die Effizienz der Lektüre wird gefördert, problematische Passagen werden ausgespart. Dienen die drei Punkte hier vor allem der Textökonomie werden sie anderswo zu Kieselsteinen im Getriebe.

Bodmer beschreibt 1768 in seinen Grundsätzen der deutschen Sprache den Gebrauch der Auslassungszeichen folgendermassen: »Dem Leser mehr zu denken geben als man sagt (...).«<sup>6</sup> Die Auslassungspunkte stehen ihrer zweiten Funktion nach nicht mehr nur für etwas Konkretes, das weggelassen, aber eindeutig definiert ist, sondern sie laden den Lesenden zum selbständigen Weiterdenken ein. Sie fordern ihn stets von neuem zur Interpretation und Fortschreibung heraus. Die Punkte lösen sich hierbei aus ihrem Stellvertreterdasein und werden zum Auftakt für einen lebendigen Austausch. Sind die Punkte hier Einladung zum Selbstdenken, lassen sie sich anderswo immer mehr auf ein Verhältnis mit den Emotionen und Trieben ein.

Als bewusst gesetztes Stilmittel zur Verstärkung des emotionalen Ausdrucks tauchen die Auslassungspunkte zuerst in der frühen Neuzeit unter dem Einfluss des wieder erstarkten Interesses an Rhetorik auf. Im Rückgriff auf Texte von Quintilian wird der Abbruch der Rede in einen Zusammenhang mit starker Gefühlsbewegung gestellt. Um der Intensität des Zorns angemessen Ausdruck zu verleihen, wird der unerwartete Abbruch der Rede mitten im Satz empfohlen. Die Aussparung verstärkt die Expression. Die abrupt eingesetzte Sprachlosigkeit vermittelt den Zuhörenden sinnlich die nicht zu kontrollierende Kraft der Empfindung.<sup>7</sup> Diese frühen Verweise auf den Zusammenhang zwischen dem Erleben und den Auslassungspunkten wird, wie eingangs von Adorno moniert, im 19. Jahrhundert weiter ausdifferenziert. Parallel zur psychologischen Entdeckung des Unterbewusstseins wird in der deutschsprachigen Literatur vermehrt auf das Zeichen der drei Punkte zurückgegriffen.<sup>8</sup> Sie werden zum Ausdruck, mit dem das

**6** | Johann J. Bodmer zitiert nach S. Höchli: Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen, S. 225.

**7** | Quintilian zitiert nach Klein, Wolf Peter/Grund, Marthe: Die Geschichte der Auslassungspunkte, S. 31.

**8** | Zur früheren Verwendung der Punkte in der russ. Literatur: Brigitte Obermayr: »Auslassungspunkte als Materialspur am Beispiel von A.S. Puskins E. Onegin«, in: Sonderforschungsbereich 626 (Hg.), Ästhetische Erfahrung: Gegenstände, Konzepte, Geschichtlichkeit, Berlin 2006.

im Unterbewusstsein Wirksame, die Sprache Antreibende, aber von dieser nie ganz Einzuholende, doch noch einen Eingang in die Schrift findet. In diesem Prozess verlieren die Auslassungspunkte zunehmend das Wesen eines traditionellen Interpunktionszeichens.

Arthur Schnitzlers *Reigen* ist voll von drei, vier und mehr Punkten. In der handschriftlichen Fassung des Stücks erscheinen die Punkte in ungeordneter Anzahl.<sup>9</sup> Sie verweisen nicht mehr nur auf weggelassene Satzteile, sondern zeigen sich als Eigenschaft der Sprache selbst. So als wäre das Zeichen die sichtbare Spur einer tief in die Sprache selbst eingeschriebenen Eigenschaft, Spitzen eines nie zu Wort Kommenden, stets Wirksamen, Trennenden. Dass in der Literatur auch für das Theater diese Schrift-Zeichen verwendet werden, macht noch deutlicher, dass damit eine der Sprache eigene Qualität verstärkten Ausdruck finden will.<sup>10</sup> Die Dialoge über die Liebe scheinen förmlich durchlöchert von der ungestillten, vielleicht unstillbaren Sehnsucht nach tragender Liebe, nach echtem Gefühl, das sich in der Sprache Ausdruck sucht und ihn nicht findet.

»Der Gatte: Woran mein Schatz?

Die junge Frau: An ... an ... an Venedig. ...

Der Gatte: Die erste Nacht ...

Die junge Frau: Ja ... so ...

Der Gatte: Was denn – ? So sags doch!

Die junge Frau: So lieb hast du mich heut!

Der Gatte: Ja, so lieb.

Die junge Frau: Ah ... Wenn du immer ...

Der Gatte *in ihren Armen*: Wie?

Die junge Frau: Mein Karl!

Der Gatte: Was meinst du? Wenn ich immer ...

Die junge Frau: Nun ja.

Der Gatte: Nun, was wär denn, wenn ich immer... ?

Die junge Frau: Dann wüsst ich eben immer, dass du mich lieb hast.«<sup>11</sup>

---

**9 |** Abdruck der Handschriften von 1896/1897 in: Arthur Schnitzler: Ein Liebesreigen. Die Urfassung des »Reigen« hg. von Gabriella Rovagnati, Frankfurt/Main 2004.

**10 |** Wie wenn Ödön von Horváth dem Zeichen, das nur in der Schrift vorkommt, zuwenig Kraft für die mündliche Umsetzung auf der Bühne zutraut, erscheint in seinen Stücken als Ausdruck desselben Phänomens jeweils in Klammern der Vermerk »Stille«.

**11 |** Arthur Schnitzler: *Reigen*, Frankfurt/Main 1960, S. 57.

Die frühe Regel der Interpunktion »Schreibe wie du sprichst« wird nun für die Verwendung des Auslassungszeichens transformiert zu: »Empfinde und denke weiter als du liest.« Das Zeichen steht nicht mehr in enger Nähe zum mündlichen Vortrag, es verselbstständigt sich und gewinnt semantische Eigenqualität. Das vielschichtige Spektrum des Gefühls der Liebe, all seine abgründigen Spielarten und Verletzungspotentiale, grundieren auch die kurze Erzählung *Jauregg* von Thomas Bernhard. Der als Monolog eines Ichs angelegte Text beginnt ohne auffällige Zeichensetzung. Je spürbarer der Text die Not des Sprechenden macht, je brüchiger sich der Grund zeigt, worauf sich die Sprache bewegt, desto gehäuft erscheinen die Flecken. Sie ziehen sich parallel zum Gesprochenen durch die Schrift und entfalten einen Subtext mit gegenläufiger Aussage.

»... Aber ich weiss auch, dass es lächerlich ist, eine verzweifelte Existenz zu führen, auch nur die Feststellung zu machen, man führe eine verzweifelte Existenz, ist lächerlich, wie ja der Gebrauch des Wortes ›Verzweiflung‹ an sich schon lächerlich ist... und wie, wenn man es überlegt, *alle* Wörter, die man gebraucht, auf einmal lächerlich werden... aber ich erlaube mir keine Abschweifung, lächerlich oder nicht, meine Existenz ist eine verzweifelte, wie es ja in den jaureggschen Steinbrüchen nur verzweifelte Existenzen gibt, nicht eine einzige *nicht*verzweifelte, aber wie die anderen ist auch die meine, den Umständen in den jaureggschen Steinbrüchen entsprechend, apathisch geworden, anspruchslos... Ich sage mir, ich bin zwar verzweifelt, aber ich muss nicht verzweifeln, grundsätzlich bin ich ja immer verzweifelt, grundlegend, aber ich *muss* nicht verzweifeln...«<sup>12</sup>

Die literarischen Beispiele zeigen Möglichkeiten, wie das, was die Sprache begleitet, aber nicht vollumfänglich in jener zu Wort gelangt, doch Ausdruck finden kann. Das differenzierte Sensorium der Literatur für das Abwesende und ihre unzähligen Strategien, dieses erfahrbar zu machen, wird von den philosophischen Ansätzen, die sich um die Vielschichtigkeit des Sinngeschehens interessieren, anerkennend oder sogar staunend zur Kenntnis genommen. So unterschiedlich die philosophischen Auffassungen sind, die im Folgenden skizziert werden, so übereinstimmend richten sie ihr Augenmerk auf dasjenige, was aus dem Gespräch ausgeschlossen bleibt oder in der Sprache nicht ins volle Recht gesetzt werden kann. Die drei Pünktchen vollziehen in dieser philosophischen Perspektive und Verwendung eine Verwand-

---

**12** | Thomas Bernhard: »Jauregg«, in: Ders., Prosa, Frankfurt/Main 1971, S. 59.

lung ähnlich jener des Aschenputtels. Das vernachlässigte und mit unangemessenen Aufgaben betraute Mädchen wird darin bekanntlich zur faszinierenden Frau. Anders als im Märchen, wo der Prinz die Identität der Begehrten herausfindet, bleibt die Herkunft der Zeichen allerdings geheim. So als ob die Punkte sich selbst jene alles verändernden drei Nüsse sind, sich ausstattend mit gewaltiger performativer Kraft, die ihnen erlaubt, sichtbar zu machen, was nicht sichtbar gemacht werden kann.

### **Spurengänge in zwei Richtungen: Aus dem Brachland ins Unendliche**

Die philosophischen Punktspuren lassen sich, wie gezeigt wird, in *zwei Richtungen* begehen. Die eine Bewegung, die dem Lesefluss entspricht, führt in die offene Weite, in eine unbestimmte und damit mögliche Zukunft. Folgt man den Punkten aber rückwärts, gegen die gängige Lesegewohnheit, führen einen die Punkte zu den Worten hin und scheinen den Übergang zwischen sprachlichem Brachland und Kulturlandschaft zu markieren.

Der »spekulative Satz« zeichnet sich nach Hegel durch in zwei Richtungen verlaufende Bewegungen aus. Die eine Bewegung verläuft vom Satzsubjekt fort zum Prädikat, die andere vom Prädikat auf das »stehengebliebene« Subjekt zurück.<sup>13</sup> Anders als bei Hegel für den »spekulativen Satz« vorgeschlagen, lassen sich die Differenzen der im Folgenden vorgestellten philosophischen Sprachverständnisse in Bezug auf Identität bzw. Nichtidentität von Subjekt und Objekt nicht mehr in einen Satz aufheben. Während phänomenologisch-hermeneutische Ansätze die Punktzeichen als in der Sprache bleibende Souvenirstücke aus Erlebniswelten vorstellen, liegt der Fokus dekonstruktiver Ansätze auf der unaufhörlichen Fortschreibung. Erstere verneinen einen Bruch zwischen »Leben« bzw. »Sein« und Sprache, letztere erheben diese Differenz zur grundlegenden Bedingung.

Den metaphysischen Griff zu den Sternen ersetzen beide Sprachauffassungen ihrem Selbstverständnis nach durch Vorstellungen vieldimensionaler Wechselwirkung bzw. unendlicher Textur. Der leuchtende Asterisk fällt damit wie bereits angetönt auf den Boden. Dort

---

**13** | G. W. Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, hg. von J. Hoffmeister, Leipzig 1949, S. 51. Zur Bedeutung der Bewegungsrichtungen bei Hegel: Josef Simon: »Ethik und Ästhetik des Zeichens«, in: Ders. (Hg.), *Orientierung in Zeichen*, Frankfurt/Main 1997, S. 278ff.

glimmen die drei Meteoriten als Zeugen anderer Dimensionen in der Sprache fort. Je nach philosophischer Betrachtung lassen sich nun diese Punktspuren als Überreste oder Vorräte begreifen. Während die einen den verbliebenen Sternstaub suchen, ermöglicht den anderen die Anerkennung, ganz in der Welt angekommen zu sein, neue Perspektiven. Das philosophische »Zeugnis«, das die drei Punkte verstanden als Meteoriten ablegen, ist dementsprechend unterschiedlich.

## Überreste aus dem Brachland

Werden die Punktspuren als Überreste aufgefasst, stellt sich sofort die Frage nach dem grösseren Ganzen, aus dem diese Derivate stammen. Unter dem Begriff »hermeneutischer Holismus«<sup>14</sup> lässt sich dieses als eine vorgängige lebensweltliche Einheit vorstellen, in welcher Sein und Denken aufgehoben sind. Denker wie Husserl, Dilthey oder Heidegger reflektieren, in unterschiedlicher Weise, die Spuren in diese Richtung. Als sichtbare Zeichen in der Schrift sind die Punkte zwar nur Bruchteile aus jenem weiten Brachland, sie sind aber im Verständnis solcher Hermeneutik eben doch noch aus dem gleichen Material oder »Stoff« wie dieses. »Mein Bewusstsein ist der Ort, welcher diese ganze scheinbar so unermessliche Aussenwelt einschliesst, der Stoff, aus welchem alle Objekte, die sich in ihr stossen, gewoben sind.«<sup>15</sup> Die Stoffspur des »Lebens« zieht ihre Fäden bis ins Erkennen hinein. Das hat Konsequenzen für die Sinnkonstitution. Sprache, Denken und Wirklichkeit unterliegen einem einheitlichen Prinzip. »Wir müssen von der Einsicht ausgehen, dass die Lebenseinheit oder das Subjekt und das Ding oder das Objekt nicht nur korrelat sind, einer vom anderen untrennbar und ohne es nicht bestehend, sondern auch analog.«<sup>16</sup>

**14** | Phänomenologische, lebensphilosophische und fundamentalontologischen Theorien sind hier unter den Begriff hermeneutischer Holismus gefasst und dem dekonstruktiven Holismus gegenübergestellt. Zu dieser Einteilung: Gerhard Pasternack: »Repräsentation und Interpretation«, in: Hans Jörg Sandkühler (Hg.), *Welten in Zeichen – Sprache, Perspektivität, Interpretation, Reihe Philosophie und Geschichte der Wissenschaften* Band 52, Frankfurt/Main, Bern, Berlin, New York 2002, S. 174 ff.

**15** | Wilhelm Dilthey: *Grundlegung der Erkenntnis, Die Tatsachen des Bewusstseins*, Breslauer Ausarbeitung, Ges. Schriften, Band XIX, S. 59.

**16** | Wilhelm Dilthey: »Leben und Erkennen«, in: Ders., *Das Wesen der Philosophie*, Stuttgart 1984, S. 169.

Obwohl einem Subjekt die selbst erfahrene »Lebenseinheit« und ein »Objekt« in verschiedener Weise aufgehen, ist ihre Struktur »nächstverwandt«. Der Dreischritt »Erleben, Ausdruck, Verstehen« ist bei Dilthey in einem dynamischen Wirkungszusammenhang qualitativ und strukturell aufeinander bezogen.

An »drei Hauptsätzen« lässt sich das untrennbare Verhältnis von Erleben und Verstehen differenzieren. Dabei wird deutlich, dass Dilthey Husserls Gleichsetzung von Empfinden und Empfundem abschwächt, aber nicht aufgibt.

»Die Erweiterung unseres Wissens über das im Erleben Gegebene vollzieht sich durch die Auslegung der Objektivationen des Lebens, und diese Auslegung ist ihrerseits nur möglich von der subjektiven Tiefe des Erlebens aus. Ebenso ist das Verstehen des Singularen nur möglich durch die Präsenz des generellen Wissens in ihm, und dies generelle Wissen hat wieder im Verstehen seine Voraussetzung. Endlich erreicht das Verstehen eines Teiles des geschichtlichen Verlaufes seine Vollkommenheit nur durch die Beziehung des Teiles zum Ganzen, und der universal-historische Überblick über das Ganze setzt das Verstehen der Teile voraus, die in ihm vereinigt sind.«<sup>17</sup>

Zwischen Erleben und Verstehen setzt der Vorgang der Objektivation ein, durch welche jene geistigen Tatsachen geschaffen werden, an denen sich der Vorgang des Verstehens entfalten kann. »So tut sich uns im Erleben und Verstehen vermittelt der Objektivation des Lebens die geistige Welt auf.«<sup>18</sup> Der Prozess der Objektivation vermittelt zwischen Erleben und Verstehen, ohne dass sich dabei jedoch der Ausdruck aus der verbindenden Wirkungseinheit löst. Der lebensweltliche Zusammenhang gibt den Boden für alle Erkenntnisleistung und für alle wissenschaftliche Bestimmung ab, wie es bei Husserl heisst und kann nur unter Einbeziehung der vorprädikativen Urteile expliziert werden.<sup>19</sup>

Es wäre falsch, die Auslassungspunkte in dieser philosophischen Verwendung als sprachliche Repräsentanten eines vorprädikativen Bereichs auszumachen. Sie *stehen nicht* bruchstückhaft *für* das unüberschaubare Brachland, sondern *sie tragen* seine Eigenschaft *mit*. Sie

---

**17** | Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Frankfurt/Main 1970, S. 185.

**18** | Ebd., S. 185.

**19** | Edmund Husserl: Erfahrung und Urteil, Untersuchungen zur Genealogie der Logik, Hamburg 1985, S. 38.

sind sozusagen Träger desselben genetischen Codes. Verstehen ist ein Selbstverstehen, das verschiedene Vorgehensweisen beinhaltet wie etwa Nachempfinden, Einfühlen, Erinnern. Diese Tätigkeiten, Formen der Auslegung, richten ihren Blick auf ihre Entstehung, gleichzeitig vollzieht sich das Interpretieren immer auf eine Zukunft hin. Verstehen ist Entwerfen.

Mit Heidegger verweisen die Punkte darauf, dass es einen Zugang zum »Sinn von Sein« nur über ein konzeptualisiertes Seiendes geben kann, dem immer schon ein vorgängiges Seinsverständnis zukommt. »Seinsverständnis ist selbst eine Seinsbestimmtheit des Daseins.«<sup>20</sup> Damit wechselt die Richtung des Spurengangs auch in dieser philosophischen Prägung. Auslegen und Verstehen haben Entwurfscharakter. Die Überreste gewähren keinen stabilisierten Zugang zu einem letzten (oder ersten) Deutungshorizont, sondern fordern stets heraus, Sinn zu entwerfen. Sie sind damit nicht nur Überreste, sondern eben auch Vorräte für eine offen bleibende Zukunft. Der unfertige Satz, der formal einen Hauptteil in Diltheys differenzierter Analyse *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* abschliesst und einen beim Lesen zunächst wenig befriedigt, wird plötzlich überraschend präzise: »Eben dieses Bestimmen unbestimmt-bestimmter Einzelheiten...«<sup>21</sup>

Bleiben wir bei der Relevanz der Leserichtung in Bezug auf die philosophische Interpretation der drei Punkte, dann fällt auf, dass sich im erwähnten Schlusssatz von Dilthey die Punkte zwar als Überreste vorstellen, sie sich aber auch als Öffnung auf eine Zukunft hin lesen lassen. Wenn wir nun mit Derrida die Betrachtung der Punkte als Vorräte angehen, wird die Sache vom Bild der Bewegung her zunächst schwieriger. Derrida qualifiziert sein Schreiben nämlich in verschiedenen Varianten als »verkehrtherum schreiben«<sup>22</sup>. Wenn ihm die Punktspuren aber Vorräte für die Möglichkeit der Zukunft sind, warum das »verkehrtherum« Schreiben?

In der Auseinandersetzung mit Husserl macht Derrida kenntlich, worin die Unterscheidung zwischen Dekonstruktion und Phänomenologie liegt, nämlich eben in der Rückbindung letzterer an die Ontolo-

**20** | Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, Tübingen 2006, S. 12.

**21** | Wilhelm Dilthey: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt*, S. 272.

**22** | »Ich habe notwendig verkehrtherum geschrieben – um mich Notwendigkeit zu ergeben.« Jacques Derrida: *Die Postkarte*. Von Sokrates bis an Freud und Jenseits. Übers. Von H.-J. Metzger Berlin 1982, hier zitiert nach Ders.: *Auslassungspunkte. Gespräche*, in: Peter Engelmann (Hg.), Wien 1998, S. 13.

gie.<sup>23</sup> Derrida »verkehrt« in Absetzung zu Husserl das Verhältnis von Sein und Sprache: »Man muss das Ursprünglich-Sein von der Spur aus denken, nicht umgekehrt.«<sup>24</sup> Überträgt man diese Forderung auf die Auslassungspunkte, dann werden diese nun zum letzten und ersten Ausgangspunkt des Denkens. Sie sind nicht mehr Zeichen ihrer Herkunft, berichten nicht mehr von ihrer Reise, zeigen keinen Sternstaub mehr, sondern sie sind nichts Anderes als Spur. Damit kommen die Punkte vollständig auf den Boden der Ernüchterung. Überraschenderweise funkeln sie aber in dieser neuen Setzung erst recht und noch dazu in einem wärmeren, wenig blendenden Licht!

## Vorräte für die Zukunft

Werden die Auslassungspunkte als kleine Vorräte bezeichnet, stellt sich die Frage: Vorräte wofür? Mit Jacques Derrida könnten wir antworten: Für die Zukunft und hier für die Möglichkeit der Demokratie im Kommen. Denn die postmetaphysische Setzung der Zeichen führt den Demokratisierungsprozess nun nicht mehr nur mit Sprache, sondern noch in der Sprache fort. Allerdings unterscheiden sich bei Derrida die Punkte der Auslassung nicht von anderen Zeichen. Es gibt keine Hierarchisierung mehr zwischen den Zeichen. Ein anderes Satzzeichen könnte, wenn überhaupt, hier sogar in Bezug auf die Sprache ins Innere des zentrumslosen Feldes rücken: In dem Augenblick, in dem man »die Möglichkeit eines solchen transzendentalen Signifikats in Frage stellt und wo man erkennt, dass jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt, wird die Trennung von Signifikat und Signifikant – das Zeichen – von der Wurzel her problematisch.«<sup>25</sup> Die Bejahung der Welt als Zeichen, das heisst die Priorität der Zeichenfunktion vor der Ontologie, überführt das binäre Verhältnis von Signifikat und Signifikant in ein Gewebe aus Verweisen. »Diese Verketzung, dieses Gewebe ist der Text, welcher nur aus der Transformation eines anderen Textes hervorgeht.«<sup>26</sup> In der Folge spricht Derrida von der epochalen Herrschaft der Anführungszeichen, die für alle Begrif-

---

**23** | Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen, Frankfurt/Main 2003, S. 39.

**24** | Ebd., S. 115.

**25** | Jacques Derrida: Positionen, Gespräche mit Henri Rose, Julia Kristeva u.a., Graz, Wien 1986, S. 56/57.

**26** | Ebd., S. 67.

fe aufgerichtet ist.<sup>27</sup> Die Anführungszeichen sind es zudem auch, die Derrida explizit als Darstellungsmittel nutzt, um den jeweiligen Sinn unabschliessbar durch den in der Schwebelage gehaltenen Bezug offen zu halten.<sup>28</sup>

Nicht erst in der Auslegung passiert aus dieser Sicht Veränderung, sondern schon in der Wiederholung. Jede Zeichenverwendung bekräftigt die Möglichkeit von Zukunft. Derridas Denken der »Iterabilität« ist radikaler als der hermeneutische Ansatz und auch noch radikaler als bei Nietzsche durchgeführt. Nicht nur gibt es »kein zweites Mal«, was bereits Nietzsche zu bedenken gibt, sondern noch irritierender: Derrida macht darauf aufmerksam, dass es kein erstes Mal gibt, »weil das erste Mal erst im Nachhinein als solches festgestellt werden kann, vom zweiten Mal her, so dass das erste Mal in Wahrheit ein drittes Mal ist.«<sup>29</sup> Während die Anführungszeichen die Eigenschaft des Textes als unendliches Gewebe anzeigen, markieren die drei Punkte die diesem Denken eigene Auffassung der Differenz und Nachträglichkeit. »Wo und wann beginnt ...? Ursprungsfrage. Dass es aber keinen Ursprung, das heisst keinen einfachen Ursprung gibt, dass die Ursprungsfragen mit einer Metaphysik der Präsenz beladen sind, das dürften wir zweifellos erfahren, wenn wir über die Spur nachdenken.«<sup>30</sup> Es gibt keinen einfachen Ursprung. Es gibt keinen Anfang und kein Ende. Es gibt kein Dahinter oder Davor. Derrida insistiert auf der alleinigen differentiellen Konstitution des sprachlichen Zeichensystems. Jede Analyse stösst insofern auf eine absolute Grenze.

»Genauso wie der Ausdruck nicht kommt und sich als eine ›Schicht‹ der Gegenwärtigkeit eines vor-ausdrücklichen Sinns hinzufügt, genauso auch kommt nicht das Draussen der Anzeige und affiziert akzidentiell das Drinnen des Ausdrucks. Ihre *Verflechtung\** ist originär, sie ist keine kontingente Verknüpfung, die eine methodische Aufmerksamkeit und eine geduldige Reduktion auflösen könnten. Bei all ihrer Notwendigkeit stösst die Analyse darin auf eine absolute Grenze. Doch auch wenn die Anzei-

**27** | Jacques Derrida: »Sporen, Die Stile Nietzsches«, in: Werner Hamacher (Hg.), Nietzsche in Frankreich, Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1986.

**28** | Gerhard Pasternack: Repräsentation und Interpretation, S. 186.

**29** | Zur Überbietung des Paradoxons bei Nietzsche durch Derrida siehe: Philippe Forget: »Vor dem Zeichen«, in: Tilman Borsche/Werner Stegmaier (Hg.): Zur Philosophie des Zeichens, Berlin, New York 1992, S. 113.

**30** | Jacques Derrida: Grammatologie, Frankfurt/Main 1974, S. 130.

ge sich nicht zum Ausdruck hinzufügt, der sich nicht zum Sinn hinzufügt, kann man nichtsdestoweniger, was sie betrifft, von einem originären »Supplement« sprechen: ihre Hinzurechnung suppliert einen Mangel, eine originäre Nicht-Gegenwart.«<sup>31</sup>

Als Differenzzeichen oder als Zeichen des »Supplements« begriffen liegt die Sprengkraft der drei unscheinbaren Pünktchen also einerseits darin, dass sie in der Wiederholung eines einzelnen Zeichens das ganze Feld der Zeichen und ihrer Verwendungen miteinbeziehen und die Sinnfindung als unsicher und temporal nachgeordnet sichtbar werden lassen. Die Punkte sind doppeltes (und verdreifachtes) Sinnbild der Eigenschaft aller Sprache: Originäre Verflechtung und Nicht-Gegenwart. Vielleicht liegt darin ihre gängige Verkennung: Die Punkte erinnern unerbittlich, woran kaum gern gedacht wird: »Im Gegensatz zu dem, was unser Wunsch nicht umhin kann, versucht zu sein zu glauben, entzieht die Sache selbst sich stets.«<sup>32</sup> Daraus schöpft Sprache ihren unendlichen Vorrat an Möglichkeiten für die Zukunft und in der Zukunft.

Sinn ist nicht präsent, sondern nur im Durchgang durch alle anderen Elemente des Systems gegeben. Derrida verneint, dass zu irgendeinem Zeitpunkt, in irgendeinem Sinn ein einfaches Element als solches präsent wäre und nur auf sich selbst verwies. »Kein Element kann je die Funktion eines Zeichens haben, ohne auf ein anderes Element, das selbst nicht einfach präsent ist, zu verweisen.«<sup>33</sup> Eine Sprachauffassung, die die daraus resultierende unendliche Mehrdeutigkeit übersieht, wird nicht nur dem Verweischarakter der Sprache nicht gerecht, sondern auch nicht dem einzelnen Menschen. Die Auslassungspunkte können in den Texten von Derrida insofern zusätzlich als Markierungen des Übergangs zwischen Sprachanalyse und praktischer Philosophie gelten. Denn eine Sprache, die ihre eigene Gesetzlichkeit ausblendet und ihre Nicht-Gegenwart verschweigt, entfaltet Gewalt. Damit rückt die Frage nach der Relevanz auslassungsdifferenzierter Ansätze in den Blick.

---

**31** | Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen, S. 117.

**32** | Ebd., S. 140.

**33** | Jacques Derrida: Positionen, S. 66.

## Zur Relevanz der Spurensuche

Die Auslassungspunkte werden, in sehr verschiedener Interpretation, zum prägenden Moment sprachphilosophischer Ansätze. Wäre der Sammelbegriff »Kontinentalphilosophie«, der diese Denkformationen bekanntlich auf wenig befriedigende Weise zu subsumieren versucht, nicht angemessener zu ersetzen durch die Bezeichnung »Auslassungsanalytische Philosophie«? Auslassungsanalytischem Denken wird die Herausbildung eines besonderen Sensoriums für das Abwesende zum philosophischen Anliegen. Dieses prägt das Selbstverständnis, wonach Sprachphilosophie immer schon praktische Philosophie ist. Der Einbezug des die Sprache übersteigenden, »immer schon seinsverstehenden Daseins« (Heidegger) oder eines dezentrierten Prozesses »unendlicher Verweisungen« (Derrida) ins Denken wird dementsprechend nicht als Risiko für eine gesicherte Wissensproduktion erachtet, sondern als spezifisch geisteswissenschaftliche Herausforderung vorgestellt. Mehr noch: Die Anerkennung des Unergründlichen, das Sprache und Denken bestimmt, wird zur normativen Bedingung für die Möglichkeit von Verstehen und Gerechtigkeit erhoben. In der Folge wird die Suche nach einem eindeutig gesicherten Aussagesinn durch das Bemühen um eine dem Menschen angemessene Beschreibung der Zusammenhänge und Wechselwirkungen ersetzt. Dabei weicht der eine auf den Punkt gebrachte Sinn den Sinnen.<sup>34</sup>

Als ob sich das biblische Wort seltsam in der philosophischen Zeichensetzung realisierte, wonach die Letzten die Ersten sein werden, haben sich die Punkte der Auslassung von einem der schwächsten Satzzeichen, dem weder die Schärfe und Klarheit des Punktes noch die mystische Faszination der Leerstelle zugesprochen wird, zu *dem* Zeichen von Sprache gemausert, das seine eigene Zeitlichkeit am radikalsten mitdenkt.<sup>35</sup>

Ernst Tugendhats Kriterien folgend wird den Ansätzen, die das Bewusstsein für Auslassungen und Ausgelassenes aufwerten und die Punkte zeichenpolitisch ins Recht setzen, Anthropologie zur ersten

---

**34** | Eine besondere Variante im Umgang mit Punkten wird in diesem Band im Beitrag von Donata Schoeller in Bezug auf die Philosophie von Eugene Gendlin vorgestellt.

**35** | »Die *unendliche* différence *ist endlich*.« Vgl. zum Verhältnis von Tod und der Endlichkeit der unendlichen différence Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen, S. 136ff.

Philosophie.<sup>36</sup> Diese hätte demnach nicht in erster Linie zu fragen, ob sie den Kriterien eng gefasster Wissenschaftlichkeit genügt, sondern ob sie das Menschsein in seiner Grösse, Komplexität und Abgründigkeit möglichst genau beschreiben und verständlich machen kann und das in einer Sprache, die der Gefahr erneuter metaphysischer Setzung stets gewahr wird. Die drei Auslassungspunkte sind solcher Philosophie nicht Abbruch der Rede, nicht weggefallene Schrift, sondern säkularisierte Einladung. ... komm reden wir ... streiten wir ... suchen wir nach einem treffenderen Ausdruck, nach gutem Rat ... bleiben wir im Gespräch ... schreiben wir uns fort ... du und ich und ...

---

**36** | Ernst Tugendhat: »Anthropologie als ›Erste Philosophie‹«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 55 (2007), S. 5-16.